

Das Schlimme läßt nicht gut sich machen, aber immer
 Erträglich durch Vernunft, und durch Unweisheit schlimmer.
 Der Weis' ist, wer, so gut es ging, zurecht sich machte
 Die Lag', in die er sich, in die das Glück ihn brachte.
 Bracht' ihn das Glück hinein, so bring' er sich heraus;
 Und bracht' er selber sich hinein, so halt' er aus.
 Rüdert.



Jagd nach dem Glück.

Roman von Emil Peschka.

(1. Fortsetzung.)

Der Graf trat an den kleinen Damenschreibtisch, der überladen mit allen möglichen Nippesachen an dem Fensterpfeiler stand, schloß eines der kleinen Schublädchen auf und nahm daraus einen Bogen Papier. Es war ein Kontrakt, durch welchen er sich gegen ein Jahresgehalt von 20 000 Gulden verpflichtete, die nominelle Direktorstelle der „Allgemeinen österreichischen Volksbank“ zu übernehmen. Welsch legte das den Vertrag nochmals durch, unterzeichnete ihn dann mit raschem Federzuge und schloß ihn in ein Kuvert, das er der Dienerin mit dem Auftrage, es sogleich dem Adressaten zu bringen, übergab.

Drittes Kapitel.

Der Marquis Alfons de Balny hatte sich nicht bloß durch Zufall im Gedränge verloren. Während Jenny mit Dr. Bern sprach und Nikodemus Weiß mit dem Grafen in ein Gespräch vertieft war, sah er sich, durch das Zusammentreffen mit dem Doktor etwas verstimmt, wie gelangweilt nach den verschiedenen Seiten um. Keine der hier angepriesenen Herrlichkeiten vermochte sein Interesse zu fesseln, als sich plötzlich sein Auge wie starr auf einen Punkt richtete und sein Blick mit dem jener Odaliske zusammentraf, welche später die Aufmerksamkeit Jennys erregte. Sein ohnehin bleiches Gesicht nahm eine fahle Farbe an, er biß sich in die Lippen und zog die Augenbrauen unmutig zusammen. In diesem Augenblicke, wo er unter dem Eindrucke einer heftigen äußeren Erregung, die Gewalt über seine Züge verlor, wurden diese trotz ihrer schönen Regelmäßigkeit abstoßend und unheimlich. Kleine Fältchen wurden zwischen dem sorgsam gepflegten, am Kinne gelichteten Vollbart und der feinen Nase sichtbar, die grüngrauen Augen schienen noch tiefer in ihren Höhlen zu liegen als gewöhnlich und schossen stehende Blicke hervor, um den müden Mund aber zuckte ein Ausdruck der ohnmächtigen

Mut. Nur einen Augenblick dauerte die Verblüffung des Marquis; dann drängte er sich rasch in eine Schar daherkommender junger Leute, ließ die Schultern fallen und die Beine schlottern, um kleiner zu erscheinen, und in kaum einer Minute war er in einem Gasthausgarten verschwunden, aber nur um auf der rückwärtigen Seite heraus und in ein zweites Gasthaus zu gehen. So flüchtete er weiter, bis er in jene Praterallee kam, in welcher die Straßenbahn fährt. Er sprang in einen vorüberfahrenden Waggon, verließ diesen indes am Praterkern, um einen Komfortable zu mieten, den er bis zu jener Straße der inneren Stadt benutzte, welche den Namen „Tuchlauben“ führt. Hier stieg er aus und trat in ein Durchhaus, das er auf der anderen Seite wieder verließ, um hier — „am hohen Markt“ — abermals einen Komfortable zu nehmen und mit diesem erst in seine im Bezirk Mariahilf gelegene Wohnung zu fahren.



Oliver Cromwell.

Zum 200jährigen Todestag am 23. Juli 1912 bringen wir das Portrait dieses berühmten englischen Staatsmannes, der besonders durch seine Kämpfe gegen die Stuarts geschichtlich bekannt geworden ist. Oliver Cromwell ist am 3. September 1658 geboren und starb am 23. Juli 1712.

schäft, das ziemlich lange Zeit in Anspruch nahm — schritt er in seinem Wohnzimmer, das eher wie das Boudoir einer Dame, als der Raum, der einem Manne zum Aufenthalt dient, ausgestattet war, ungeduldig auf und ab. Hundert Klänge wälzten sich in seinem Gehirn, aber alle taugten nichts. Es gab zwei Eventualitäten: entweder mußte er das sorgsam

Der Marquis verbrachte eine schlaflose Nacht. Welcher Anstern mußte dieses Weib gerade hierherführen! Er war ihr entkommen, sie konnte keine Spur nicht verfolgt haben, da war kein Zweifel. Aber sie würde keine Mühe scheuen, ihn ausfindig zu machen, das mußte er auch. Es ist kein leichtes Geschäft, jemand in einer Weltstadt aufzufuchen, den man unter einem andern Namen kannte, und er hätte insofern sicher sein können. Aber der Zufall, der sie heute zusammenführte — er war keinen Augenblick mehr sicher. Als Balny am andern Morgen seine Toilette beendet hatte — ein Ge-



geknüpfte Netz, in welchem er die reiche Tochter des Bauunternehmers Weiß zu fangen hoffte, und das nun so weit war, daß er es in kurzer Zeit zusammenziehen konnte, im Stiche lassen und anderswo die Arbeit von neuem beginnen, oder — er mußte dieses Netz beseitigen, denn sie war imstande, sein mit so viel Aussicht auf Erfolg begonnenes Werk wieder zu vernichten. Das erstere wäre Wahnsinn gewesen, denn eine gleich günstige Gelegenheit, mit einem Schläge das gewünschte Ziel zu erreichen, kam gewiß so bald nicht wieder. Es blieb daher nur der einzige Ausweg, sich von der gefürchteten Person zu befreien. Aber wie? — das war die große Frage, die zu lösen dem Marquis noch immer nicht gelingen wollte.

Plötzlich klopfte es leise. Der Marquis erschrak, lächelte aber sogleich wieder über seine törichte Furchtsamkeit. Die Mietfrau trat ein und sagte: „Es wünscht Sie jemand zu sprechen, Herr Marquis.“

„Wer ist da?“

„Eine — eine Dame.“

„Das kannst du ja gleich mit eigenen Augen sehen!“ rief die Angemeldete, rasch die halb geschlossene Tür aufstoßend und eintretend.

Der Marquis verfärbte sich ein wenig und stieß ein langgezogenes „Ah!“ aus. Dann sagte er, mit einer nachlässigen Handbewegung auf einen Fauteuil deutend:

„Darf ich bitten, Platz zu nehmen?“

Die Fremde sah sich um, ob die Mietfrau das Zimmer verlassen und sagte dann, während sie sich in den Fauteuil setzte: „Du kannst jetzt schon wieder im alten Tone sprechen, es hört uns niemand.“

Balmy zuckte die Achseln, lehnte sich mit dem Rücken an den Spiegelisch und fragte dann mit erzwungener Gleichgültigkeit: „Was willst du von mir?“

Die Odaliske — denn sie war es — lachte laut auf.

Die Odaliske wendete sich auf des „Marquis“ Frage mit einem höhnischen Ausdruck gegen denselben. „Das fragst du,“ rief sie, „und fürchtest doch längst, was ich wollen könnte! Warum wärst du sonst gestern so geschickt verdunstet? Aber fürchte dich nicht, ich will das nicht, ich will dich nicht. Mache, was du willst — heirate meinethalben die kleine Weiß —“

„Wer hat dir gesagt?“

„Daß du sie heiraten willst? — Warum wärst du sonst in ihrer Begleitung gewesen?“

„Woher weißt du den Namen der Dame?“

„Ist ein alter Bekannter von mir, der Herr Nikodemus Weiß. Sonst hätte ich dich auch nicht so schnell gefunden, denn Strwanek, der Schuft, ließ mich gestern nicht los. Aber ich kannte Herrn Weiß; heute früh erfragte ich seine Wohnung — hat sich ein recht hübsches Palais erbaut, der ehemalige Maurerpolier, er hat mehr Glück gehabt, als wir alle — dann forschte ich die Diener aus, ob sie mir nicht Namen und Wohnung eines Herrn sagen könnten, der wahrscheinlich der Bräutigam des gnädigen Fräuleins sei und so und so aussehe, und da erfuhr ich denn deine Adresse, du lieber Marquis du!“

„Das interessiert mich nicht. Was willst du? Ich habe nicht viel Zeit.“

„Fürchtest noch immer, daß ich dich will, du lieber Mann? Graut dir vor mir? Nicht wahr — ich sehe traurig aus. Gestern als Odaliske, etwas entfernt, da mag's noch angegangen sein; aber heute, ohne Schminke und Perücke, in dem alten Regenmantel da, den mir Strwanek, der Schuft geschenkt hat, da siehst sie recht traurig aus, die lustige Fanny, nicht wahr? Ist ein abscheuliches altes Weibsbild geworden, nicht wahr?“

„Wozu sagst du mir das — ich bin doch nicht schuld daran, daß du alt geworden bist.“

„Nein, du lieber Marquis, daran bist du nicht schuld. Du bist auch nicht schuld daran, daß ich ein verachtungswürdiges Geschöpf geworden bin, ich selber bin schuld, weil ich meinen armen Mann verließ, nur um dem Glück nachzujagen. Aber ich war glücklich, ich hatte Geld, Macht, man schmeichelte mir

und lag vor mir auf den Anien. Dann aber kamst du. Ich hatte nicht genug, ich wollte auch dich. Und du zerrümmertest mein Glück. Du hast mich verraten und schmähtlich verlassen. Seitdem gelang mir nichts mehr, trotzdem ich alles mögliche versuchte. Ich spielte in Dorfschmieren die „Jungfrau von Orleans“, ich hielt in kleinen Städten dramatische Vorlesungen und beschwindelte in großen die Konfektionsgeschäfte. Das ging so fort, immer weiter, Marquis, und endlich wurde ich die Sklavin dieses Hundes Strwanek, mit dem ich auf allen Jahrmärkten herumziehe, alles Mögliche vorstellend, nur nichts Gutes.“

„Und was soll ich tun?“

„Du mußt mich befreien, das ist deine verfluchte Schuldigkeit. Ich will nichts mehr, ich will kein Glück mehr. Nur Ruhe will ich, irgendwo Ruhe auf der Welt, wo man mich begräbt, wie einen ehrlichen Menschen.“

„Und dazu brauchst du mich?“

„Nicht dich, aber dein Geld. Ich brauche Geld, viel Geld, hörst du?“

„Und wozu?“

„Erstens, um mich von Strwanek loszukaufen. Ich bin seine Hauptkraft, sein Erwerb, und billig wird er mich nicht lassen. Zweitens, um leben zu können, denn was soll ich elendes Geschöpf noch beginnen?“

„Ich habe kein Geld.“

„Das ist eine Ausrede. Wenn du keines hast, dann kannst du dir welches verschaffen.“

„Und wenn ich dir keines gebe?“

Fanny stand auf und trat mit einer solchen Festigkeit auf Balmy zu, daß dieser unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Ihr Gesicht verzerrte sich furiösartig und mit einem Tone, der den tödlichsten Haß verriet, sagte sie: „Ich habe dich geliebt, mit aller Leidenschaft geliebt. Jetzt aber hasse ich dich mit eben solcher Leidenschaft. Ich würde zu jenem Mädchen gehen und ihr alles sagen, ich würde dich verraten, wenn du mich nicht in Händen hättest. Nur du allein kannst mir die Mittel zu einem weniger erbärmlichen Leben verschaffen, nur du allein kannst mich von dem entsetzlichen Elend retten. Tußt du es nicht — ich habe keine Rücksicht für dich zu nehmen.“

„Und wer versichert mich, daß ich Ruhe vor dir habe, wenn ich deine Wünsche befriedige?“

„Georg — ich war leichtsinnig und habe gefehlt. Aber du kannst mir glauben. Ich verlasse Wien, ich suche mir irgendwo auf dem Lande eine Heimat, wo ich in Verborgenheit mein Leben enden kann. Ich schwöre dir bei allem, was mir heilig ist, ich will nie mehr deinen Weg kreuzen.“

„Wie viel brauchst du?“

„Sogleich tausend Gulden, um mich von Strwanek zu befreien. Das Weitere kannst du dann für mich irgendwo anlegen, — daß du mich in Händen hast.“

„Ich will sehen, ob ich die Sache ordnen kann. Heute ist Montag, ich will dich in vierzehn Tagen beim ersten Rondeau im Prater erwarten.“

„Das ist eine lange Zeit.“

„Du verlangst auch viel Geld — es wird mir früher nicht möglich sein, es zu verschaffen.“

„Nun, ich werde auch diese zwei Wochen überstehen. Um wieviel Uhr soll ich dort sein?“

„Sagen wir um zehn Uhr.“

„Du wirst aber nicht fliehen?“

„Dann würde ich doch alles, was ich hier eingeleitet habe, aufgeben.“

„Gut. Diesmal kann ich dir glauben. Also für jeden Fall in vierzehn Tagen . . . Adieu . . .“

Nachdem Fanny sich entfernt hatte, ging der Marquis wieder in seinem Zimmer auf und ab, jetzt noch ungeduldiger als früher. Er wußte nun, wie er sie befreien konnte, aber er war damit nicht weiter. Woher das Geld nehmen? Er hätte gerade so viel gebraucht, um sich von den lästigen Gläubigern zu befreien, die ihm keine ruhige Minute ließen und ihm leicht Gefahr bringen konnten. An Nikodemus Weiß dufte er sich nicht wenden, weil der Alte geizig und sehr arg-

wöhnlich war. Er hatte es schon einmal versucht unter dem Vorbringen, seine Wechsel wären ausgeblieben und er hätte einige dringende Zahlungen. Da kam er aber schon an. Nikodemus Weiß hatte nur Achtung vor dem Gelde. Manches andere war ihm nicht unerwünscht, aber er sah es nur von einem Standpunkte an: ob es das Geld wert war, um das man sich's kaufen konnte. Persönlicher Adel wäre nicht übel gewesen — er hätte ihn längst gehabt, wenn er nicht immer geknidert hätte. Ein Graf als Schwiegerohn wäre eine sehr hübsche Sache gewesen und Graf Welslegg hätte Nikodemus' Jawort schon gehabt, wenn nicht der Marquis gekommen wäre, der begütert war. Wenn Nikodemus diesem gegenüber noch zurückhaltend war, so geschah dies nur deshalb, weil er die Hoffnung auf einen noch wertvolleren Schwiegerohn nicht aufgab. . . . Herr Nikodemus fühlte sich aus diesem Grunde durch das Ansuchen des Marquis, ihm mit etlichen Banknoten auszuhelfen, sehr unangenehm berührt, und es bedurfte aller diplomatischen Gewandtheit Balnys, um einen Bruch zu vermeiden. Auf den Schwiegerpapa in spe war also nicht zu rechnen. Die Verlobung ließ sich auch nicht forcieren, da weder Nikodemus noch Jenny ganz gefügig gemacht waren. Aber Geld mußte geschafft werden. Der Marquis war, um dem Geldproh zu imponieren, zu einem gewissen Aufwand gezwungen, er hatte überall Schulden, und nun kam noch Jenny dazu. Es war eine Lage zum Verzweifeln.

Aber der Marquis war nicht der Mann zum Verzweifeln. Für die nächste Not half noch einer unter seinen Ringen — der einzige, der echt war. Er hoffte, für denselben zweihundert Gulden zu bekommen, und mit dem Gelde ließ sich dann schon wieder weiter arbeiten. „Also zunächst trinken wir ein Glas Bordeaux, um unser Gehirn zu erfrischen, dann machen wir einen Besuch bei Fräulein Jenny, um uns wegen unseres gestrigen Verschwindens zu entschuldigen, und dann verkaufen wir den Ring.“

Balny trat vor den Spiegel, richtete seine Krawatte und bückste seinen Bart, nahm seinen feinen Seidenzylinder und sein mit einem vergoldeten Knopfe versehenes Spazierstöckchen und ging fort. Er trank in einem benachbarten Restaurant seinen Bordeaux und schritt dann durch eine der engen Gassen, welche von der Gumpendorferstraße an das Ufer der Wien führen, abwärts. Als er in der Wienstraße weiterging, um nach dem Getreidemarkt zu gelangen, fiel sein Blick auf das Auslagefenster eines Juwelierladens und auf ein dableibst angebrachtes Plakat, auf welchem er die Worte las: „Hier werden Gold und Juwelen zu den höchsten Preisen gekauft.“ Schnell entschlossen trat er in den kleinen Laden, die Glocke ertönte und bald darauf kam ein Kommiss die eiserne Wendeltreppe vom ersten Stock herab. Als er das Begehren des Marquis erfuhr, rief er seinen Herrn herbei, und dieser untersuchte sodann den Ring. Es war ein einfacher Goldreif, der innen die Namen „Berta — Heinrich“ eingeprägt trug und mit einem kleinen Brillanten geschmückt war. Der Juwelier bot hundert Gulden; nach längerem Handeln einigte man sich auf hundertundzwanzig Gulden. Balny steckte den Erlös ein und setzte dann seinen Weg nach dem Palais Weiß fort. —

Viertes Kapitel.

Wäre der Marquis am andern Ufer der Wien gegangen, so hätte er Herrn Nikodemus Weiß begegnen können, der eilig, wie es einem stets so beschäftigten Manne geziemt, die Magdalenenstraße heraufkam, dann die Kettenbrücke überschritt und endlich gerade vor demselben Hause stillstand, in welchem Balny vor wenigen Minuten seinen Ring verkauft hatte.

Dieses Haus stammte noch aus der „guten alten Zeit“ und stand deshalb gegen seine Nachbarn, lauter mächtige, elegante Zinspaläste, gewaltig ab. Es hatte nur drei Fenster Front, und das war wohl der hauptsächlichste Grund, warum es noch nicht niedergezissen und durch ein stattlicheres Gebäude ersetzt worden war. Das Haus war ehemals das „home“ einer

kleinen Bürgerfamilie gewesen, wie man sie in den Vorstädten zumeist fand. Damals hatte man ebenerdig Laden, Küche und Wohnstube und im ersten Stocke die Schlafzimmern. Hinter dem Hause erstreckte sich ein langer Garten, der mit dem des entsprechenden Hauses in der Gumpendorferstraße zusammenstieß. Der gegenwärtige Besitzer des Gebäudes war ein reicher Mann, der es längst nicht mehr bewohnte, nachdem er sich ein hübsches Palais am Ring erbaut hatte. Das alte Haus in der Wienstraße wurde nur mehr als Fabrik verwendet, denn Herr August Leander war nicht bloß einfacher Goldarbeiter wie seine Eltern, sondern Fabrikherr. Er hatte die Bäume des schönen Obgartens fällen und der ganzen Länge des Raumes nach einen hallenartigen Bau errichten lassen. Hier wurden dann alle die schönen Sachen fabriziert, die Herrn Leander bald mehr eintrugen, als alle seine Ahnen zusammen mit der Goldschmiedekunst verdienten. Da wurden falsche Korallen und falsche Perlen gefertigt. Diamanten aus Bergkristall geschliffen und der aus den böhmischen Glasfabriken bezogene „Straß“ zu den schönsten Edelsteinen verarbeitet.

Die Hauptindustrie bestand indes in der Erzeugung gold- und silberähnlicher Imitationen, und aus dem bescheidenen Hause in der Wienstraße gingen Tausende von Uhr- und Halsketten, Leuchtern und Zündholzbüchschsen, Porträt rahmen, Tintenzugzeugen, Federhaltern, Statuetten und dergleichen — alle mit dem Stempel „Paris“ versehen — nach Rußland, den Donauländern und dem Orient. Den Geschäftsweig seiner Vorgänger betrieb Herr Leander nur mehr nebenbei und überhaupt nur noch darum, weil er der Ansicht war, man dürfe nichts aufgeben oder unterlassen, wobei Geld zu verdienen. So blieb denn im Erdgeschoße der Juwelierladen bestehen, während das erste Stockwerk zu Kontors umgewandelt wurde.

Als Herr Nikodemus vor dem Hause ankam, hielt er eine Weile an und wuschte sich den Schweiß von der Stirn. Dabei blieb er indes nicht untätig, sondern ärgerte sich im Stillen darüber, daß das Haus nur drei Fenster Front hatte, während der Platz ein so kapitalgünstiger war. Herr Nikodemus Weiß hatte übrigens an dem Hause selbst kein weiteres Interesse und ging nun durch das schmale Tor in den schmalen Hof, den er durchschritt, um am Ende der Halle vor einem kleinen massiveren Anbau zu halten. Hier wuschte er sich abermals den Schweiß von der Stirn, stieg dann ein paar Stufen empor, öffnete eine Tür und befand sich in einer Küche, in welcher ein alter Mann eben am Herde stand und die Suppe abschöpfte.

Als der Alte den Eintretenden bemerkte, legte er schnell den Büffel weg, stammelte eine Reihe von Entschuldigungen und bat den „Herrn von Weiß“, doch gütigst in die Stube einzutreten, während er ihm Hut und Stock aus der Hand nahm. Herr Weiß nickte gnädig mit dem Kopfe, folgte der Einladung und fragte dann: „Wie geht's, Meister?“

„Danke der Nachfrag', Eu'r Gnaden,“ antwortete der Alte, „es muß halt gehn.“

„Wiel zu tun immer?“

„Na, man bastelt halt alleweil ein bißel für die Nachbarschaft, wenn wo ein Schlüssel verloren wird oder ein Schloß nimmer parieren will.“

„Schaut's, daß Euch die Suppen nicht übergeht, ich will derweil nachschaun, was der Karl gemacht hat. Er kommt doch bald?“

„Er ist nur vorn im Kontor. Wenn Euer Gnaden erlauben, so will ich derweil zum Kochen schau.“

Herr Nikodemus nickte wieder gnädig mit dem Kopfe und stöberte nun, während der Alte sich in der Küche zu tun machte, in den Zeichnungen und Skripturen umher, die den großen Tisch an der einen Wand des Gemaches bedeckten. Dieses enthielt außer dem Tisch nur noch einen Bücherständer, eine Etagere mit allerlei Flaschen und chemischen Gerätschaften, einige mit Papier überspannte Zeichenbretter, einen Schraubstock und eine Anzahl Modelle, Uhrwerke und mechanische Apparate.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brofattasche.

Skizze von Käthe Helmar-Friedenau.

„Also, gnädiges Fräulein wollen wirklich die Fahrt nach Schlangenbad nicht mitmachen? Wir könnten ja gleich hier die Billets für die Mail-Coach bestellen.“



Der erste weibliche Rektor
in Deutschland.

Die Volksschullehrerin Fräulein E. Rüter aus Bielefeld hat in Münster in Westfalen die Rektorenprüfung bestanden. Sie ist die erste Lehrerin in Deutschland, die sich der Prüfung zum Rektor unterzogen.

Prinz Albert
von Großbritannien,

der zweite Sohn des Königs Georg, wird die Universität Heidelberg beziehen.



„Dings!“ — „Und keinesfalls allein zu reisen, weil die Bäder häufig sehr anstrengen! So daß Mama schließlich mich hat, mitzukommen.“

„Das schon. Aber es war doch kein Opfer für Sie. Es schien mir fast, als ob Sie sich auf unsere gemeinsamen Touren, die wir planten, freuten . . . Und dann versäumen Sie ja auch nichts in Königsberg. Ihr medizinisches Studium . . . pah!“

„Bitte, das Thema wollten wir ja nicht mehr berühren. Es ist mir nicht neu, daß Sie zu der Sorte Männer gehören, die uns Frauen verwehren wollen zu arbeiten. Vielleicht aus Brotneid . . ., so meinte wenigstens Direktor Grohmann.“

„Aha, Ihre neue Bekanntschaft! Ein musterhafter Kavaller!“

„Es kann nicht jeder Spezialarzt für Gicht und Rheumatismus sein . . . übrigens Ihre neuen Bekanntschaften scheinen mir doch etwas fragwürdiger zu sein als meine.“

„Sie meinen Fräulein Schläter, mit der Sie mich vorhin trafen? Ein sehr kluges, sympathisches Mädchen.“

„Kann sein . . . immerhin sieht sie etwas auffallend aus, während unser Direktor . . .“

„O, Sie Menschenkennerin!“ lachte Doktor Krüger. „Und warum sagen Sie unser Direktor? Sind Sie sich denn noch nicht klar darüber, wen er meint, Ihre Frau Mama oder Sie?“

Edith warf ihm einen wütenden Blick zu. „Lächerlich!“ sagte sie und zuckte die Achseln.

„Höchst ernsthaft!“ versicherte der Arzt. „Ihr Herr Direktor hat sich schon eingehend mit mir unterhalten, nachdem er

bemerkte, daß wir alle in Königsberg zu Hause sind. Die Verhältnisse dort und die gesellschaftliche Stellung Ihrer Frau Mutter interessierten ihn auffallend. Recht hat er ja, wenn er die gnädige Frau sehr anziehend findet. Die Kur scheint ihr sehr gut zu bekommen; ihre Farben sind bedeutend frischer geworden, sie verjüngt sich hier. Das müßten Sie als meine künftige Kollegin doch auch schon beobachtet haben. Sie sehen, meine Frage war gar nicht so unberechtigt.“

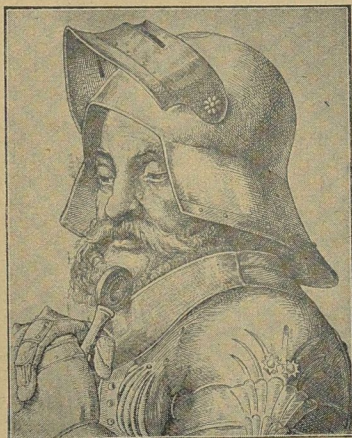
„Ich sehe, daß Sie kleinstädtischen Klatsch lieben, Herr Doktor, der mir sehr unsympathisch ist . . . Und jetzt muß ich endlich Mama ihr Brunnenglas holen; sie wartet in den Anlagen auf mich.“

Edith Groffe warf ihm einen wenig freundlichen Blick zu, bevor sie eilig auf die Brunnenhalle zuhritt. Als sie mit dem Glase in der Hand wieder herauskam, sah sie ihre Mutter vor dem Orchester stehen. Frau Groffe trug rote Rosen in der Hand; sie plauderte angeregt mit Direktor Grohmann. Edith beobachtete die beiden, während sie sich ihnen langsam näherte. Krüger hatte Recht: Mama sah famos aus. In dem weißen Leinentostüm, mit dem Panama auf dem vollen blonden Haar, konnte man sie für eine Dreißigjährige halten, aber schwerlich für Ediths Mutter. Er, der Direktor Grohmann, war noch etwas größer als Frau Groffe: sehr schlank, sehr elegant, in Baßseide gekleidet. Unter den

Zur Rettung eines historischen Gebäudes in Breslau.

Das Haus, in dem Freiherr von Stein in der wichtigsten Zeit Preußens wohnte, in dem Lüchow, Jahn, Friesen und Körner gemeinjam das Werbebureau aufgeschlagen hatten, um hier die Freiwilligen zu den bekannten Freischaren zu sammeln, sollte abgerissen werden. Das Haus selbst, eines der ältesten Häuser Breslaus und vor allem historisch interessant, sollte vernichtet werden. Die Breslauer Einwohner haben sich aber zusammengetan und durch ihr Vorgehen erreicht, daß die Stadt das Haus angekauft hat, die es nun gründlich restaurieren läßt, um es dauernd zu erhalten.





Göh von Verlichingen.

Zum 350jährigen Todestage des durch seine Taten bekann- ten tapfern Mannes, der zu den sogen. „letzten Rittern“ ge- hörte, bringen wir hier sein Porträt. Er ist geboren am 23. Juli 1562 zu Hornburg. In dem Landshuter Erb- folgekriege hatte er seine rechte Hand verloren und ließ diese durch eine künstliche eiserne ersetzen.

dunklen üppigen Locken, von denen ein paar auf die niedere Stirn fielen, schien sein Gesicht außerordentlich blaß. Den Mund verdeckte ein starker Schnurrbart. Die braunen Augen

blickten unternehmend und siegesbewußt auf die schöne Frau neben ihm.

„Nun, Edith, wo bleibst du denn so lange?“ rief sie dem jungen Mädchen entgegen, als es sich ihnen langsam näherte.

„Ich traf Doktor Krüger.“

„Aha, gefachsimpelt mit dem Kollegen!“ lachte Grohmann. „Wir sahen ihn vorhin auch. Er ging mit einer Dame, die . . . hm, wir wüßten ihm lieber aus. Übrigens, hörten Sie schon, gnädiges Fräulein, was sich in unserer Pension ereignet hat?“

„Was denn?“ fragte das junge Mädchen zerstreut.

„Wieder neue Diebstähle. Und wieder ist eins der Haus- mädchen wegen Verdachts entlassen. Diesmal bin ich heimgesucht worden.“

„So? Was vermissen Sie denn, Herr Direktor?“

„Nur Bagatellen. Aber ich meldete es an, weil es An- denken waren; das macht den Wert für mich aus. Eine Zigarettendose und ein Spazierstock, beides Geschenke von Frau von Mendelssohn . . . In solchen internationalen Bade- orten kann man gar nicht vorsichtig genug sein. Da wimmelt es von zweifelhaften und untreulichen Menschen. Hoffentlich haben Sie Ihren Schmuck gut verschlossen, meine Damen, die Zimmer sind hier nicht sehr sicher.“

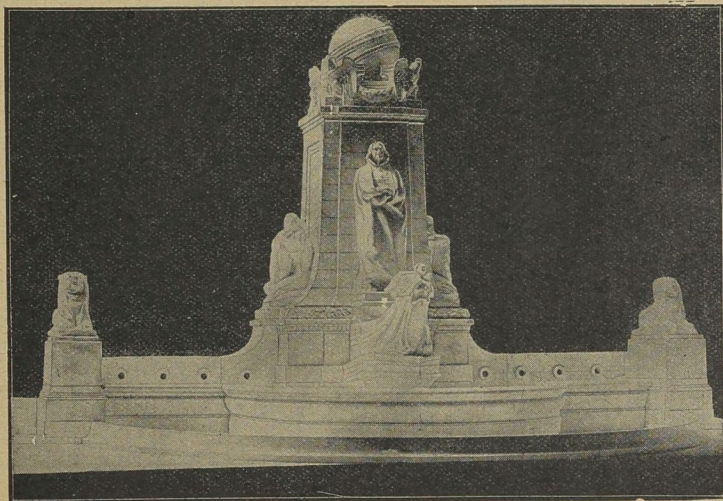
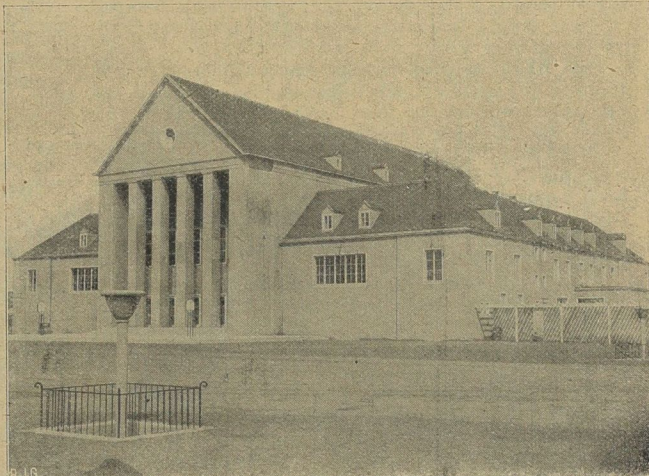
„D, ich bin vorsichtig.“ versicherte Frau Grosse. „Seit dem Tode meines Mannes reise ich stets allein, und mir ist noch

Die Dalcroze-Schule in Hellerau.

Der Schweizer Tanz-Lehrmeister Dalcroze hat in Hellerau eine Schule errichtet. Derselbe verfolgt die Idee, die in dem Menschen wohnenden Kräfte, den Geist der Musik mit rhythmischen Reflexbewegungen zu erfassen, auf natürlichem Wege zu erwecken. Es haben sich bereits viele Schüler und Verehrer um ihn gesammelt. Das tempelartige Haus besitzt eine amphitheatralische Festhalle, bespannt mit Stoffen, die das direkte Licht harmonisieren.

Riesendental für Christoph Columbus in Washington.

Vor dem Unionbahnhof in Washington wurde durch Präsident Taft das größte Christoph-Columbus- Denkmal der Welt enthüllt. Präsident Roosevelt zeichnete selbst bei einem Kongreß im Jahre 1907 100 000 Dollar, weitere 100 000 Dollar wurden durch Privatpenden aufgebracht. Der Entwurf für das Denkmal stammt von dem Bildhauer Lorado Taft. In der Mitte des vorderen Halbkreises befindet sich eine Fontäne, worüber sich die Kolossalfigur des Ent- deckers von Amerika erhebt. Die an beiden Seiten angebrachten allegorischen Figuren verkörpern die alte und die neue Welt. An der hinteren Seite sind Reliefs von Ferdinand und Isabella von Spanien.



nie etwas fortgekommen. Die Brotat- tasche hier mit meinen Schlüsseln trage ich stets bei mir; da ist auch der Schmuck drin. Man müßte mir schon die Tasche aus der Hand reißen . . . und das wäre nicht so leicht.“

Direktor Grohmann ergriff ihre Hand und zog sie an die Lippen. „Energische kleine Hand!“ sagte er leise und Edith sah, daß er sie erst nach einer Weile wieder los ließ. „Auf Wieder- sehen, meine Gnädigste.“ Er grüßte und verschwand in dem Gedränge vor der Brunnenhalle.

„Von wem hast du denn die Rosen, Mama?“ fragte Edith.

„Grohmann schickte mir heute früh einen großen Strauß ins Zimmer. Wun- dervoll, nicht? Aber was ist dir denn, Kind? Hast du dich über irgendwas geärgert?“ Sie legte ihren Arm in den ihrer Tochter. „Nicht? Um so besser. Für heute nachmittag haben wir eine

Wagenfahrt vor nach der Platte. Soll sehr lohnend sein! Du kommst doch mit? Nur wir beide und der Direktor. Für Krüger hat er nämlich nicht viel übrig.“

„Ich weiß noch nicht, Mama . . . ich möchte eigentlich lieber zu Fuß . . .“

„Wie du willst, Kind. Nur keine Rücksichten auf mich. Ich muß dankbar genug sein, daß du mich hierher begleitet hast. Teile dir nur deine Zeit ein, wie es dir am besten paßt.“ Sie gingen ein paar Schritte weiter, als Frau Groffe sich lebhaft an ihre Tochter wandte: „Siehst du nicht, Edith? Da geht der Doktor wieder mit einer Dame, mit der wir ihn vorher trafen. Merkwürdiger Geschmack!“

„Wer ist sie denn, Mama?“

„Wahrscheinlich eine Abenteuerin, von denen es hier wimmeln soll.“

Jetzt erblickte auch Edith den Doktor und seine Begleiterin: eine schlanke Gestalt, graue, etwas starre Augen unter hoch gewölbten Brauen, ein ovales Gesicht, dessen Züge von Puder verwischt schienen. Das Leinenkleid und der große weiße Federhut zeigten Geschmack und Eleganz. Das war also das „fluge sympathische Mädchen“, von dem er ihr gesprochen.

„Daß er sich auch gar nicht geniert!“ wiederholte Frau Groffe. „Wo er doch hier Bekannte aus seiner Heimat hat.“

„Aber ich bitte dich, Mama, wer sagt dir denn, daß er Grund hat, sich zu genieren?“

„Der Direktor hat einen Blick dafür. Sie hat ja auch seine Bekanntschaft zu machen gesucht. Aber er sah ihr gleich an —“

„Was denn? Und woher weißt du denn, daß der Direktor so erstklassig ist?“

„Na, Edith, da mußt du schon meiner Erfahrung trauen. Wenn ich mit jemandem in derselben Pension wohne und täglich zusammenkomme, so kann ich ihn auch beurteilen. Du hättest ihn z. B. sehen sollen, wie er seinen Verlust entdeckte; er blieb völlig ruhig und vornehm, während die anderen, bei denen die Diebstähle vorkamen, schluchten und wüteten. Und dann, was er für Bekanntschaften hat . . . er erwähnt es ja nur so nebenbei: heute wieder die Andenken von Frau von Wendelsohn . . . Wirklich, Kind, wen der einmal heiratet, die Frau kann sich gratulieren.“

Das junge Mädchen fühlte sich unangenehm berührt von den letzten Worten. Sie runzelte die Stirn. „Du hast recht, Mama, ich hab' heut' meinen schwarzen Tag. Ich will lieber allein bleiben, wenn du mich nicht brauchst. Vielleicht mach' ich irgend eine Tour. Wir sehen uns dann abends.“

„Gewiß, Kind, geh nur. Und gute Besserung für die Stimmung. Auf Wiedersehen, abends.“

Edith lag am Nachmittag im Walde, die Arme unter dem Kopf, und träumte. Es waren keine glücklichen Träume, denn die Augen standen ihr voll Wasser. Das war also die Sommerreise, auf die sie sich gefreut hatte. Wirklich gefreut: Denn sie kannte Wiesbaden und den Rhein noch nicht und dachte es sich herrlich, hier umherwandern zu können. Natürlich nicht nur mit Mama: die war ja durch ihre Kur sehr gebunden. Aber mit Doktor Krüger, ihrem Freund aus der Heimat, der zu derselben Zeit herreiste wie sie. In Königsberg hatten sie sich sehr gut vertragen, die junge Studentin und der Arzt; aber Krüger war ja hier ganz anders als zu Hause. Oder tam es ihr nur so vor, weil ihm hier der Nimbus des berühmten Spezialisten fehlte, den man in Königsberg so schätzte? Weshalb behandelte er sie nur so von oben herab! Und die ewigen Redereien wegen ihres Studiums! Sie fühlte nun einmal das Bedürfnis zum Lernen und zur Arbeit.

Edith sprang auf.

War das nicht soeben Mamas Lachen, das herüberschallte? Da . . . wirklich! Da drüben fuhr sie im Wagen vorüber. Edith erkannte die graue Staubdecke und den weißen Schal. Neben Frau Groffe lehnte Direktor Grohmann. Sein Arm lag um ihre Schulter, mit der linken Hand hielt er ihre . . .

Edith hatte das Gefühl, als müßte sie dem Wagen nachlaufen, der langsam bergauf fuhr. Aber das ging nicht an. Welch' eine komische Rolle wäre das: die Tochter, die die Mutter beim Flirt überrascht!

Oder — war es nicht nur ein Flirt? Hatte Mama nicht gesagt, Grohmanns Erwählte könnte sich glücklich schätzen? So als Vorbereitung hatte sie das wohl gemeint . . .

Dann bekam Edith einen neuen sehnlichen Papa: er sah ja nicht übel aus, der Direktor, und sie hatte wirklich geglaubt, seine Aufmerksamkeit wären ihr selbst zugedacht gewesen, und sich geschmeichelt gefühlt. Warum sollte Mama ihn abweisen! Sie, die mit ihren vierzig Jahren so jung und lebenslustig aussah . . . Edith ging langsam nach ihrer Pension zurück, ließ sich das Abendessen in ihr Zimmer bringen, las dann noch lange und löschte das Licht erst, als sie ihre Mutter nach Hause kommen hörte.

Am anderen Morgen befand sich Frau Groffe in höchster Erregung: seit der getrigen Spaziersfahrt vermehrte sie ihre Brotattasche, die die Schlüssel zu ihren Koffern, einen Teil des Schmuckes und mehrere Hundert Mark enthielt. Ob die Tasche auf irgendeine unerklärliche Weise während der Fahrt gestohlen worden war, wußte Frau Groffe nicht. Jedenfalls ging sie gleich früh selbst zu dem Droßkammerhakenplatz, um den Wagen, den sie benutzte, zu ermitteln, und schickte Edith zur Polizei; vielleicht hatte ein ehrlicher Finder die Tasche dort abgegeben. Während der Zeit bot liebenswürdigerweise Direktor Grohmann ihnen an, als Wächter in den Groffeschen Zimmern zu bleiben, damit für den Fall, daß ein Hausdieb die gestohlenen Kofferschlüssel benützen wollte, jeder Einbruch verhindert würde.

Die Damen waren kaum eine halbe Stunde fort, als man in der Pension lautes Geschrei in ihren Zimmern hörte. Stühle stürzten um, Scherben klirrten. Das Personal eilte an die Tür, die nur angelehnt war. Vor den geöffneten Koffern kniete der Direktor Grohmann und rang mit Doktor Krüger. Auf dem Fußboden lag ein Schnurrbart und eine üppige Leckenperücke. Frau Groffe war gerade zurückgekehrt und hörte entsetzt, wie der Doktor rief: „Wenn Sie sich noch rühren, so binde ich Sie.“

„Leute!“ schrie Grohmann, „zu Hilfe! Hier ist der Einbrecher. Ich überraschte ihn. Lassen Sie mich los, Herr, oder Sie werden's bereuen!“ In dem Moment traten zwei Beamte herein, geführt von derselben Dame, die mehrmals in Gesellschaft von Krüger gesehen worden war.

„Lobed, Sie sind verhaftet!“ sagte der eine und legte seine Hand fest auf die Schulter des Anzienden.

„Aber das ist Wahnsinn!“ rief Frau Groffe, als die Beamten den Direktor in ihre Mitte nahmen und abführten. „Das ist ein Irrtum. Direktor Grohmann ist . . .“

„Ein sehr geschickter Einbrecher und Hochstapler, gnädige Frau,“ erklärte gelassen Fräulein Schlüter, die sich als Detektivin legitimierte. „Er hat in dieser Pension gute Einnahmen gehabt und, um Sie ganz sicher zu machen, gestern das Märchen von seinem gestohlenen Zigaretten-Etui verbreitet. Er heißt Eduard Lobed, und ich suchte ihn schon lange zu fassen. Wahrscheinlich hat er Ihnen erzählt, daß ich mir viel Mühe gab, seine Bekanntschaft zu machen. Glücklicherweise traf ich heute früh mit Doktor Krüger Ihr Fräulein Tochter, als sie den Diebstahl bei der Polizei meldete. Ich ließ mir den Schlüssel von Fräulein Ediths Zimmer geben, den sie zufällig bei sich hatte. Denn es war ganz klar, daß wir Lobed hier ertappen würden, und so . . . Herr Doktor, geben Sie der gnädigen Frau ein Glas Wasser, wandte sie sich an Krüger, „sie sieht sehr blaß aus.“

Frau Groffe wurde aber weder ohnmächtig, noch bekam sie einen Weinkrampf. Sie ging auf Fräulein Schlüter zu und drückte ihr warm die Hand.

„Kinder,“ sagte sie, „ich war ja dumm wie ein kleines Mädel. Du hast keine Ahnung, Edith, wie einfältig ich war, und was du dem Doktor und dieser Dame zu danken hast. Übrigens bringt mich kein Mensch mehr zu einer Wagenfahrt nach der Platte. Das war absolut nicht lohnend.“

Edith stand neben Krüger in der Fensterinsche. Und wie sie ihm bitternd die Hand reichte, wußte er, daß er sie heute für immer gewonnen hatte.

Daß einer nicht dem andern gleicht,
Das lüße dich, Freund, nicht grämen;
Und wie nun jeder eben ist,
So magst du juit ihn nehmen.

Fürs Haus.

Demn Seelen gib's, die dir ins Herz
Gleich gold'nem Rheinstein fließen,
Und andre darffst du mit Eberitan
Nur löffelweise genießen.

Der Morgen im Walde.

In sanfter Morgenwind durchzieht
Des Forstes grüne Hallen,
Hell wirbelt der Vögel munt'res Lied,
Die jungen Birken wallen.

Das Eihorn schwingt sich von Baum zu Baum,
Das Reh durchschlüpft die Büsche,
Und hundert Käfer im schattigen Raum
Erfreu'n sich der Morgenfrische.

Und wie ich so schreit' im luftigen Wald,
Und alle Bäum' erklingen,
Um mich her alles singet und schallt,
Wie sollt' ich allein nicht singen!

Ich singe mit starkem, freudigem Laut
Dem, der die Wälder säet,
Der droben die lustige Kuppel gebaut
Und Wärm' und Kühlung wehet.

Karl Egon v. Ebert.

Gegen lästiges Niesen.

Ohne daß Katarrh besteht, tritt nach gewissen Veranlassungen, z. B. starkem Lichtreiz, Einatmung kalter Luft und anderes, aber auch ohne erkennbaren Grund, bei manchen Menschen häufig in lästiger Weise lange anhaltendes Niesen ein. In einzelnen Fällen beginnt, nachdem das Niesen aufgehört hat, Kitzeln im Kehlkopf, das ungefähr ebenso lange anhält, wie das Niesen währt, und beständig Hustentöße auslöst. Als ein zuverlässiges Mittel, diesen Reiz zum sofortigen Aufhören zu bringen, wird folgendes sehr einfache Verfahren empfohlen: Man faßt den knorpeligen Teil der Nase zwischen Daumen und dem ersten, beziehungsweise zweiten Glied des gekrümmten Zeigefingers dergestalt, daß sich die Seiten der Nase der Nasenscheidewand anlegen und drückt, so fest man kann, die Nase zusammen. Nach solcher Kompression von 10 bis 14 Sekunden Dauer, während der durch den Mund geatmet wird, ist der Niesreiz verschwunden. Kräftiges Zusammendrücken ist Bedingung; macht sich nach dem Loslassen der Nase noch Krabbeln in ihr bemerkbar, das wieder auf sich vorbereitendes Niesen hinweist, so hat man nicht stark oder lange genug komprimiert. Man wiederholt dann das Verfahren in entsprechendem Sinn.

Für die Küche.

Rehren und gaiten leert Keller und Kasten.

Fruchtsäfte. Die Früchte werden in einer großen Terrine unter allmählichem Dazuschütten mit einem starken silbernen Löffel gründlich zerdrückt. Das Gefäß wird dann zum Gären an einen warmen Ofen gestellt. Das erfordert ungefähr eine Woche Zeit, dann müssen sich die kleinen Essigfliegen zeigen. Zur sicheren Probe, ob die gehörige Gärung erreicht ist, tue man einen Teelöffel Saft und einen Teelöffel 90prozentigen Spiritus in ein reines Gläschen; gut umgeschüttelt, muß der Saft schon rot aussehen; erscheint er bläulich, so ist die Gärung noch nicht vollendet, und hat man dies abzuwarten. Hierauf läßt man den Saft durch einen nicht zu dichten Spitzbeutel laufen und dann

durch Filtrierpapier, welches man fächerartig gebrochen in einen Porzellantrichter legt. Nun wird der Saft mit bestem Zucker aufgetocht, geschäumt und in Flaschen gefüllt, verkorkt und versiegelt. Zum Eintochen verwende man nur den Saft, der gutwillig durch den etwas beschwerten Beutel läuft; was man durch Ausdrücken der Fruchtmasse erhält, verbraucht man bald zu Suppen, Saucen usw.

Johannisbeeren in Zucker. Hierzu nimmt man möglichst große Johannisbeeren, pflückt sie, ohne sie zu zerreiben, mit der Gabel von den Stengeln, wäscht sie sauber und legt die Beeren auf ein Sieb zum Abtropfen. Dann tocht man auf 1 Pfd. Früchte 1½ Pfd. Zucker mit Wasser bis zum Bruch, schüttet die Johannisbeeren hinein, läßt sie unter öfterem Umschwingen des Kessels einige Minuten kochen, wobei man sie rein ausschäumt. Sind die Beeren halb erkalte, füllt man sie in nicht zu große, gut schließbare Einmachgläser.

Himbeeren einzumachen. Bei trockenem Wetter gepflückte, nicht überreife Himbeeren werden vorsichtig verlesen, ohne daß man sie zu viel mit den Händen anfäht, und sofort eingemacht. Auf 1 Pfd. Beeren rechnet man 1 Pfd. Zucker, welchen man mit ¼ Liter Wasser läutert und zu einem gut abgeschäumten Sirup einkiedert; man legt alsdann die Beeren hinein und läßt sie über gelindem Feuer einige Male darin aufwallen, worauf man sie in eine weite Schüssel tut, die man nur leicht bedeckt, damit die Beeren bis zum folgenden Tage gut auskühlen können. Dann nimmt man sie vorsichtig heraus, legt sie in die gereinigten und geschwefelten Gläser, gießt den Sirup durch ein Sieb, tocht ihn noch so lange ein, bis er breit vom Löffel tropft, läßt ihn etwas abkühlen und gießt ihn dann über die Beeren in die Gläser, die man dann gut verschließt und kühl aufbewahrt.

Kirschen in Flaschen. Reife, große Kirschen werden fest in Einmachflaschen getan, obenauf ein Eßlöffel voll gekochener Zucker geschüttet, dann fest verschlossen und zwanzig Minuten gekocht, bis die Flasche zur Hälfte mit Saft gefüllt ist, läßt sie in dem Wasser erkalten und hebt sie in bekannter Weise auf.

Pflaumen mit Zucker. Die Pflaumen werden entkern, in passende Gläser gelegt, mit geläutertem und gut abgeschäumtem Zucker übergossen und, nachdem die Gläser fest verschlossen sind, — am besten sind kleinere Gläser mit Patentverschluß — tocht

— weshalb gedruckte Zeuge bei der Wäsche ausfließen oder unansehnlich werden — ist darin zu suchen, daß die verschiedenen Beizen, wodurch die Farbe im Zeuge festgehalten werden soll, durch alkalische Bestandteile, wie jede Farbe sie im Überfluß enthält, eine Veränderung erleiden. Aus diesem Grunde bediene man sich beim Waschen der obengenannten Stoffe nicht der Seife, sondern man beobachte folgendes Verfahren: Man bringt Flußwasser in einem kupfernen Kessel so weit in Siede, daß man kaum die Hand darin leiden kann, und schüttet den achten Teil vom Gewichte des zu waschenden Stoffes Weizenkleie hinein. Nachdem man die Mischung fünf Minuten lang auf dem Feuer gelassen und gut umgerührt hat, bringt man die Kleider hinein und dreht dieselben mit einem Holzstabe sehr oft um, wobei man die Flüssigkeit zum Sieden kommen läßt. Alsdann läßt man sie abkühlen, wäscht die Kleidungsstücke darin aus, pült sie in Flußwasser nach und trocknet sie bei gewöhnlicher Temperatur. Auf diese Weise erhält man die Kleider so rein, als ob sie mit Seife gewaschen wären, und die Farbe ist nicht im geringsten verändert.

Probatum est.

Erl. gedacht — dann gemacht.

Puffflüssigkeit für Silber. Verschiedene Flüssigkeiten können zu diesem Zwecke angewendet werden, um die Polirur gänzlich oder nahezu gänzlich herzustellen. Eine hiervon ist gewöhnliches Seifenwasser. Ein wirksames Mittel erhält man durch Vermischen von 200 Gramm Buchenholzkohle, 4 Gramm venezianischer Seife, 200 Gramm Kochsalz und 800 Gramm Regenwasser. Mit dieser Mischung wird das Silber mittels einer heißen Bürste gut abgerieben.

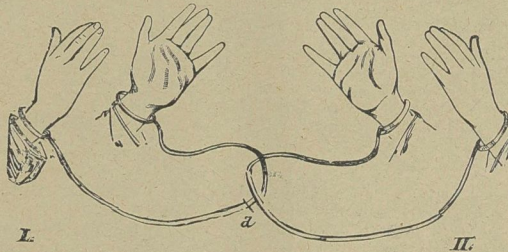
Um das Ausblühen von Zementverputz zu vermeiden, sollte nie frischer Zement zum Berputzen angewendet werden, da dieser jenes Uebel im besonderen Maße zeitigt. Es empfiehlt sich deshalb, den Zement auf der Baustelle in einem trockenen, bedeckten und gegen Zugluft geschützten Raum auszubreiten und 14 Tage lang täglich umzuklopfen.

Amüsante Wissenschaft.

Eisöl vertreibt Langeweile.

Die zusammengesetzten Galereenklaven. (Siehe Abbildung.) Man leitet zwei Personen aus der Gesellschaft mittels zweier Stüden Schnur oder

Bindsaden von je ein Meter Länge aneinander — wie es aus der Abbildung zu ersehen ist — in der Weise, daß die Schnur des einen durch die des andern greift. Beide müssen nun Versuche machen, voneinander loszukommen, was von den meisten in der Weise versucht wird, daß einer von ihnen durch die Schnur durchzutreiben sucht — natürlich ohne Erfolg. Die Auflösung ist, daß 2 die Schnur des 1 an dem mit a bezeichneten Punkte in seine rechte Hand nimmt, durch die Handfessel seiner eigenen linken Hand steckt und so weit herauszieht, daß er mit der linken Hand durch die so entstandene Schnuröse durchfahren kann. Tut er dieses, so werden beide Gefangene sofort voneinander getrennt und nur jeder für sich allein gefesselt sein.



Die zusammengesetzten Galereenklaven. (Siehe Text.)

man sie ungefähr ¼ Stunden in Marienbade und hebt die Gläser dann recht kühl auf.

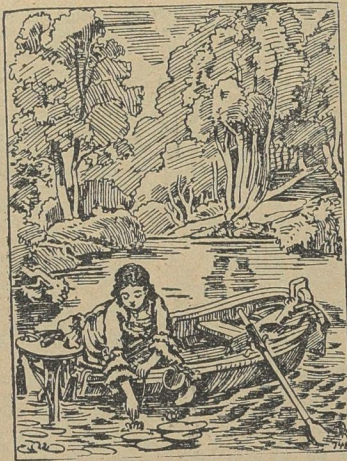
Haushirtschaft.

Wonach man tingt — das gelingt.

Kattun und Mousseline zu waschen, ohne daß die Druckfarbe leidet. Der Hauptgrund

Humor und Rätsel.

Bezierbild.



Wo ist die Freundin?

Gewohnheitsmäßig. Frau: „Wenn mein Mann doch nicht so furchtbar zerstreut wäre! Denken Sie nur, was mir am Sonntag im Restaurant „Zum Schloßischen Jecher“ passiert ist! — Betommt er da einen verdorbenen Hammelbraten serviert, auf einmal schmeißt er mir das ganze Essen mitsamt dem Teller an den Kopf! — Sie glauben gar nicht, wie ich mich vor den Leuten geniert habe!“

Stoßseufzer eines Ehemannes. „So unglücklich verteilt ist es auf der Welt: Ich habe den Geist und meine Frau das Mundwerk; ich kann nie recht sagen, was ich weiß, und meine Frau weiß nie recht, was sie sagt.“

Bedienten-Bosheit. „Wertwürdig, Jean, daß Ihr Herr, trotzdem er ein großer Lebemann, ein so leidenschaftlicher Bergsteiger ist! Wie ich hörte, ist er ja den ganzen Sommer in den Alpen herumgetrampelt?“ — „Wissen S', unter uns g sagt . . . im Sommer ist der Herr Baron immer in der Klamm, im Winter in der Klemm!“

Lektion. Braut: „Ich möchte so gerne Stifahren lernen, ist das schwer?“ — Bräutigam: „Gar nicht! Schnallst einfach die Skier an und dann: hupf, mein Mädchel, hupf, mein Mädchel, hupf und schrei hurra!“

Der furchtame Mann. „Ich erschreide immer so, wenn ich eine Autohupe höre.“ — „Warum denn?“ — „Meine Frau ist mit einem Herrn im Auto durdgebrannt, und jedesmal, wenn ich die Hupe höre, denke ich, sie kommt zurück.“

Bejorgt. „Kerl, was hast du mit der Köchin meiner zukünftigen Schwiegereltern anzubandeln?“ — „Wollt' bloß probieren, Herr Leutnant, ob Herr Leutnant in der Familie auch gut aufgehoben sein würden!“

Aus einer Verteidigungsrede. Rechtsanwalt: . . . „Meine Herren! Der Angeklagte hat ein Geständnis abgelegt. Ehren Sie den Mut, mit dem er sich hier frei als Mörder bekannt hat, und bedenken Sie, daß es der erste Mord ist, den er begangen . . .“

Ja dann! Lehrer (zu einem Schüler): „Was, Sie wollen schon so schnell stenographieren können, wie Ihr Papa spricht?“ — Schüler: „Allerdings! — Mein Papa stottert nämlich!“

Drahtischer Vergleich. „Können Sie diese Schriftzüge entziffern?“ — „Nein, entweder ist das chinesisch, oder ein Doktor hat's geschrieben.“

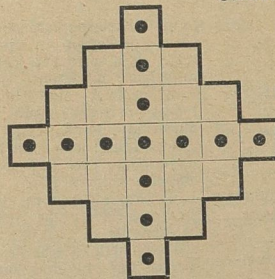
Eine schwere Krankheit. Arzt: „Nun, Herr Amtmann, was ist denn mit Ihnen? Sie sehen doch so gesund und munter aus!“ — Der Herr Amtmann: „Ach, wissen Sie, Herr Doktor, ich spüre immer einen solchen Druck auf die Nagengegend!“ — Arzt (ihn betrachtend): „Na, da nehmen Sie mal zunächst — die schwere Uhr-tette weg!“

Im Enthusiasmus. Herr (einer Dame eine Rose überreichend): „Riechen Sie, Fräulein Amanda, dieser köstliche Duft! . . . Ist das nicht die reinste Nasenharmonie!“

Moderne Heiratsannonce. „Distinguierter junger Mann sucht passende Verbindung. Distraction Nebenache. Vermögen Ehrensache.“

Im Warenhaus. „Weshalb kaufen Sie denn so viele Bilder?“ — „Die schneide ich heraus, und die Rahmen zerhade ich. Das ist dann billiger, als wenn ich mir gewöhnliches Brennholz kaufe.“

Diamanträtsel.



1. Buchstabe.
2. Seemännische Bezeichnung.
3. Ein Raubtier.
4. Wirtschaftsgegenstand.
5. Musikinstrument.
6. Fluß in Süddeutschland.
7. Buchstabe.

In die Felder dieser Figur sind die Buchstaben **AAAA**, **CCCCC**, **F**, **H**, **K**, **Q**, **N**, **NNN**, **II**, **ZZ** derart einzutragen, daß die mittlere wagerechte und senkrechte Linie gleichlautend ist und die wagerechten Reihen beigefügte Bedeutung haben.

Bilderrätsel.



Rätsel.

Der Schüler trägt's mit em'gem Fleiß,
Dem Lehrer dient's beim Unterrichte;
Im Zimmer steht's, der Hausfrau Preis,
Es bietet köstliche Gerichte.

Merträtsel.

Aufrichtigkeit, Bebrängnis, Leichtfinn.

Von jedem Wort sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu merken, die im Zusammenhang einen männlichen Vornamen bezeichnen.

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Stataufgabe.

Kartenteilung:

- B, a, b, cB, aK, 9, 8; bM, 10; cM, K.
M, bB, aM, 10, D, 7; b7; c10, D, 9, 8.
H, bK, D, 9, 8; c7; bM, 10, K, D, 9.
Stat: b8, 7.

Spiel:

1. B, cB, aD, c7. 2. B, bB, a7, b9. 3. B, aB, dB, b8. 4. B, a9, aM, bM (—22). 5. M, a10, b10, a8 (—20). 6. M, b7, bD, bM.
- Nun bleibt der Spieler am Stich, bis er mit cK kommt: B, cK, c10, bK (—18). Damit haben die Gegner 60. M. durfte im 5. Stich nicht seine lange c-Farbe bringen, da sein Mann c7 abgeworfen; er mußte so spielen wie oben, denn da er b7 hatte, konnte er nicht darauf rechnen, etwa bM oder b10 zu stechen, sondern mußte darauf bedacht sein, in c den König zu fangen.

Bilderrätsel. Himbeerlimonade.

Kapitelrätsel. Lust und Liebe machen jede Arbeit leicht.

Logograph. Saul — Sau.

Ergänzungsrätsel.

Wozu ist Geld doch gut?
Wer's nicht hat, hat nicht Mut;
Wer's hat, hat Sorglichkeit;
Wer's hat gehabt, hat Leid! (Logau.)

Gedruckt und herausgegeben von Paul Scheiters Erben, Gesellsch. m. b. H., Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Redakteur: Paul Scheiter, Cöthen.

